

gepriesene Caesar das goldene Zeitalter neu erstehen lasse (v. 20). Jetzt erfreue sich die *res publica* wieder ihrer Sicherheit, spitze der Eifer wieder die Federn und trage, was er hervorbringe, zum Thron (v. 26 ff.). Dies alles verbietet in der Tat, wie schon Fleckenstein zu Recht gegen Erdmann bemerkt¹³, den Gedanken „renaissancehafter Vorstellungen“ eines „verehrten Altertums“. Die Aussage ist als das zu nehmen, als was sie sich gibt: als Ankündigung eines Produktes frisch gewetzter Federn, das dem Kaiser dediziert wird, eines Buches also. Wer wollte trotz der ungünstigen Überlieferungssituation bezweifeln, daß es sich um jenen, den Versen Brunos folgenden Frontinus handelt? Ihn nicht zu lesen oder zu beherzigen, indiziert demnach den beklagenswerten Niedergang „geistigen Strebens“, und es will uns scheinen, als ziele das ganze Gedicht in seiner unreligiösen, nicht die Bildung, sondern die rechtlose Gewalt und ihre Bändigung in den Mittelpunkt rückenden Art vor allem darauf, diesen Militärschriftsteller dem Vergessen zu entreißen und ihn neuerdings dem Studium zu empfehlen. Die Unkenntnis des Frontinus verdunkelte das vorangegangene Zeitalter wenigstens teilweise mit und gefährdete die *res publica* in gleicher Weise wie die mißachtete „Wachsamkeit der alten Väter“. Weil offenbar die fraglichen *secula* im Kriege versagten und einem „trägen Irrtum“ huldigten, konnten die Barbaren wüten. Dazu tritt ein zweiter, bislang kaum gewürdiger Umstand, der doch keinesfalls übersehen werden darf: Die gescholtene Zeit reicht unmittelbar bis zur Herrschaftsübernahme des im Gedicht gefeierten Kaisers heran.

Wann aber ist diese Situation gegeben? Die Antwort entscheidet über Autor und Empfänger des Gedichts und hilft, die Verse zu deuten. Die bisherigen Interpreten (mit Ausnahme C. Erdmanns) verlegen nun aber die „blinden Jahrhunderte“ in die Zeit vom Tode Karls des Großen (814) bis zum Herrschaftsantritt Ottos I. (936). Der Dichter beklagt demnach nicht nur den Zerfall des karolingischen Reiches, seine eklatante Unfähigkeit vor allem in der Normannen- und Sarazenenabwehr oder die weiteren Auflösungserscheinungen im Osten des einstigen Frankenreiches, er schüttet damit zugleich seinen Unmut über die Anfänge des liudolfingischen Geschlechts, die Zeit Ludwigs des Deutschen und seiner Gemahlin Liutgard, über Otto den Erlauchten und über Heinrich I. Taucht aber Brun von Köln, der Sohn, auch die Zeit seines Vaters, des ersten Königs aus seiner Familie, in derartige Kritik? Bei aller Panegyrik, die er dem Bruder, dem ersten ottonischen Caesar, zweifellos schuldet – er durfte dem gemeinsamen Vater das gebührende Herrscherlob nicht versagen. Mehr noch: konnte er, der Erzbischof und purpurborene Kaiserbruder, sich soweit erniedrigen, daß er wie ein Schreiber „die Federn schärfte“, um seine „billigen Gaben“ dem Thron zu offerieren? Erwartete Bruno der Dichter nicht Lohn¹⁴?

Wir besitzen – von dem umstrittenen Gedicht, einem kleinen *commonitorium*

Väter“ zu verstehen. *Studium* ist dann die (schreibende und „studierende“) Beschäftigung mit Büchern, insbesondere mit solchen, deren Kenntnis *barbaries* und *error iners* zu verhindern vermögen, *vigilantia* indessen die tatsächliche Verhinderung von „wütendem Barbarentum“ und „trägem Irrtum“ (v. 23 f.). Zur „Identität“ der *veteres patres* vgl. unten S. 580.

¹³) Fleckenstein (wie Anm. 8).

¹⁴) Dies ist eine ansprechende Vermutung von Alexander Patschovsky.